

DIE SIEBEN EBENEN  
DES JENSEITS



DIE RÄCHENDEN  
EBENE I

THERESA AICHINGER

© 2022 Theresa Aichinger

Illustration: Canva

Lektorat / Korrektorat: Mag. Nora Paul

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien  
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN: 978-3-99139-619-2



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Ich widme dieses Buch allen, die ihre Träume aus den Augen verloren haben oder nicht mehr daran glauben. Dieses Buch ist der Beweis dafür, dass Träume in Erfüllung gehen können, auch wenn dies harte Arbeit bedeutet. Glaubt an eure Träume und findet euch selbst! Ich glaube an euch!



## I. EIN NEUES LEBEN

---



„Nein, natürlich habe ich den Bericht fertig geschrieben. Sie wissen doch, dass Sie sich auf mich verlassen können, Mister Danson.“

Sie machte eine kurze Pause und schaute zu mir. Ich bemerkte ihren Blick, aber ich machte mir nicht die Mühe, sie anzusehen. „Blöde Kuh. Ließ mich einfach an meinem allerletzten Tag hier stehen und interessierte sich wieder einmal nur für ihren bescheuerten Job. Wenn sie alt und schrumpelig ist und ihr Chef sie rausgeschmissen hat oder sie so matsch in der Birne ist, kommt sie angekrochen und will, dass ich ihr den Allerwertesten abwische oder ihr etwas aus ihrem Lieblingsbuch vorlese, weil sie ihre Brille nicht finden kann, die sie aber eigentlich auf ihrer falschen Perücke sitzen hat“, dachte ich. Ja, genauso stellte ich mir meine Tante in 50 Jahren vor. Sie würde eine alte, verbitterte Frau sein, mit vielleicht 13 Katzen. Obwohl nicht mal die bei ihr leben würden wollen. Ihr Mann, falls sie dann einmal einen gefunden hätte, der es mit ihr aushielte, würde dann auch schon wieder davongelaufen sein oder sich erhängt haben, wer wusste das schon. Kinder würde sie keine haben, weil sie Angst hat, zu fett zu werden. Und

wenn sie dann mal bereit wäre oder es dann ohnehin schon egal wäre, würde sie keine Kinder mehr bekommen können. Ja, genauso würde sie sterben, meine Tante. Allein und verbittert. Und ich, ihre einzige Nichte, würde ihr vor ihrem Tod dienen müssen. Weil ich ihre Familie war. Ich würde ihr aus der Wanne helfen müssen, wenn sie nicht mehr hochkäme, und ihr womöglich Essen kochen, wenn sie zu gebrechlich wäre, um selbst den Arsch hochzukriegen. Auch wenn ich sie noch so verabscheute, aber dazu würde ich womöglich nicht Nein sagen können.

Als sie ihren Kopf wieder in die vorherige Position gebracht hatte, musterte ich sie. Sie war schick gekleidet, das musste man ihr lassen. Ihr hellgraues Kostüm passte wirklich gut zu ihren schwarzen schulterlangen Haaren. Sie hatte sich die Haare bestimmt geglättet. Ich konnte mich noch an sie erinnern, als sie noch nicht so ein Workaholic gewesen war und der innere Drachen noch in ihr geschlummert hatte. Sie hatte wilde Locken gehabt und war immer ziemlich locker gekleidet gewesen. Damals hatte sie noch nicht so viel Wert auf ihr Aussehen gelegt. Nicht dass sie damals hässlich gewesen war. Nein, sie war natürlich gewesen.

Da sie mittlerweile eine hohe Position in der Firma ihres Chefs eingenommen hatte, musste sie sich natürlich auch so kleiden. Keine Ahnung, ob die Firma Besen verkaufte und sie die Oberhexe war, jedenfalls kam es so rüber. Den Blazer ihres Kostüms hatte sie zugeknöpft, darunter befand sich eine weiße Bluse. Die Schuhe mussten natürlich

Absätze haben, sonst konnte sie ihre Machtposition nicht vertreten. Sie war etwas größer als ich, aber auch nur weil sie die hohen Hacken angezogen hatte. Auf ihrem braun gebrannten Gesicht befanden sich einige Lachfalten, die ihren Mund zierten. Ich wusste nicht, woher sie die haben könnte. Sie lachte doch nie. Sie war ein durchwegs düsterer Mensch. Außer wenn sie mit ihrem Chef sprach. Da konnte sie ihr falsches Lachen ziemlich gut. Ich wusste auch nicht recht, woher sie die braune Sommerfarbe hatte. Sie war doch nie draußen, geschweige denn am Strand, um sich sonnen zu lassen. Sie vermied sowieso jegliche Aktivitäten, die das Gemüt etwas erheitern könnten. Eigentlich hätte sie wie Schneewittchen aussehen müssen, weiß wie eine Wand. Aber wahrscheinlich wollte sie auch mal mit dem Trend gehen und hatte sich im Solarium die Birne mit falschen Sonnenstrahlen bestrahlen lassen. Würde vielleicht auch erklären, warum sie so wenig im Oberstübchen hatte.

Ich musterte sie genau und musste dabei an meine Mutter denken. Ich schüttelte den Kopf. „Wie kann man seiner Schwester nur so gar nicht ähnlich sein? Sie hat nichts, aber wirklich überhaupt gar nichts von meiner Mutter. Meine Mutter war witzig, nett, hilfsbereit, einfach ein Goldstück. Und sie? Na ja, sie lebt. Das ist das einzige Wort, womit ich sie beschreiben kann“, waren meine Gedanken. Meine Mutter hatte auch keine Modelfigur gehabt wie meine Tante. Aber das hatte sie auch gar nicht gebraucht. Sie war etwas pummelig, aber süß. Wie eine Mutter eben sein

muss. Sie hatte lockiges blondes Haar und es verging kein Tag, an dem sie kein Lächeln im Gesicht hatte. Selbst nach ihrer Diagnose war sie ein Sonnenschein gewesen und hatte so getan, als wäre nie etwas passiert.

„Nein, ich bin nicht im Büro, Mister Danson. Ich habe mir für heute Vormittag freigenommen. Sie wissen schon, wegen meiner Nichte.“ Ich verdrehte die Augen. Ihr Chef war bestimmt froh, dass sie nicht im Büro war. Dieser Tag würde wohl der einzige im Jahr sein, wo sie Mister Danson nicht ständig auf dem Allerwertesten klebte und in ihn hineinkroch, bis sie von oben rausschauen konnte. Jetzt schob sie das Ganze auch noch auf mich. Ich hätte gerne auf ihre Anwesenheit verzichten können. Sie war auch sonst nie da.

„Ja, genau, Claire. Ja, sie fliegt heute nach Minnesota zu ihrem Vater“, sagte sie mit einer traurigen Stimme. Als ob sie das irgendwie berühren würde. „Ich wette, sie schmeißt eine Hausparty, sobald ich im Taxi sitze und auf dem Weg zum Flughafen bin. Ach so, dafür müsste sie erst einmal Freunde haben, aber die hat sie womöglich nicht“, dachte ich im Stillen. Ich war eigentlich kein unfreundlicher Mensch, aber bei meiner Tante konnte ich nicht aufhören zu fluchen.

„Ja, das war schwer für uns alle. Es geht uns den Umständen entsprechend. Aber irgendwie muss das Leben doch weitergehen“, sagte meine Tante wieder. Es wäre besser, wenn sie sich mit mir unterhalten würde anstatt mit ihrem dämlichen Chef. Und jetzt zog sie diese Mitleidsnummer auch noch ab. Das war das erste Mal, dass ich Traurigkeit



in ihrer Stimme gehört hatte, seit meine Mutter ... seit sie tot war. Mich wunderte es ja, dass sie sich selbst nicht blöd vorkam. Da redete sie schon über mich und rief sich selbst in den Sinn, dass ich in weniger als 5 Minuten weg sei. Ich fuhr ja nicht nur ins Feriencamp. Nein, ich flog zu meinem Vater in einen anderen Staat. Zu meinem Vater, den ich seit 10 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Wer wusste schon, ob ich ihn überhaupt wiedererkennen würde und wie er so drauf war. Aber nein, mein Tantchen stand nur da und schmierte ihrem Chef Honig ums Maul. Ich stand mir also die Füße in den Bauch und wippte ungeduldig mit dem Körper hin und her. Eine Hand ruhte auf dem Griff eines Koffers, den ich ausgefahren hatte. Die andere klopfte nervös gegen meine Schenkel. Ich war ein einziges Nervenbündel. Neben mir standen noch zwei Koffer und eine Tasche. Ich hatte wirklich nur das Nötigste eingepackt, aber als junge Frau brauchte man eben so viel Zeug. Nicht dass ich Tonnen von Schminke da drin hatte. Auch meine Klamotten hatte ich in einen einzigen Koffer gesteckt. Es waren die persönlichen Dinge, die meine restlichen Koffer ausfüllten. Ich wollte nichts vergessen. Ich wollte mich an alles erinnern und alles bei mir haben, was ich in San Francisco erlebt hatte. Ich musste vieles zurücklassen und der Umzug gab mir auch einen Grund, alte Klamotten rauszuschmeißen und nur das Nötigste einzupacken. Außerdem musste ich meinen Dad etwas ausnutzen und ihn dazu animieren, mir neue Sachen zu kaufen. Denn Klamotten

konnte man kaufen, aber die persönlichen Dinge, wie Bilder, Stofftiere oder kleine Geschenke, konnte man nicht ersetzen. Die kalifornische Sonne brannte mir auf die blaue Baseballmütze, mit der ich meine braunen schulterlangen Haare bedeckte. Obwohl ich einen Sonnenschutz aufhatte, konnte ich spüren, wie sich die Hitze durch den Stoff bahnte und meinen Schädel durchdrang.

Es war Anfang September und unglaublich heiß. So einen heißen Sommer hatte es in Kalifornien noch nie gegeben, zumindest konnte ich mich nicht daran erinnern. Der schwarze Asphalt der Straße machte das Klima nicht gerade milder. Ich hätte mich eincremen sollen. Aber wer rechnete schon damit, dass das Taxi so lange brauchen würde. Zum Glück war ich so intelligent und hatte mir ein T-Shirt anstatt eines trägerlosen Shirts angezogen. So hatte ich wenigstens auf den Schultern einen Sonnenschutz. Ich betrachtete meine Arme, die in einem weißen Shirt meiner Lieblingsband steckten. Sie waren braun gebrannt. Vielleicht kam mir das nur so vor, weil die Farbe des Oberteils Weiß war. Aber ich war unglaublich stolz auf meine Bräune. Auch meine Beine glichen einem Schokoriegel. Durch meine schwarzen Shorts, die zum Glück bis zu den Knien gingen, konnte man nicht erkennen, wo meine lange Badehose aufhörte. Meine Füße steckten in weißen Chucks, die ich schon seit drei Jahren besaß und die auch schon ziemlich mitgenommen aussahen. Aber das war ja gerade das Coole. An meinem Knöchel hing ein Fußkettchen mit einem ledernen Band und einer Muschel daran.

Die Muschel stammte aus dem ersten Urlaub mit meiner Mom. Ich war damals neun gewesen. Meine Mutter hatte selbst das Geld ranschaffen müssen, da mein Vater uns verlassen hatte, als ich sieben Jahre alt war. Sie hatte hart dafür gearbeitet, um mit mir zu ihrer besten Freundin nach Miami zu können. Ich konnte mich daran erinnern, als wäre es gestern gewesen. Wir hatten lange Strandspaziergänge gemacht. Obwohl ich den Strand von meiner Heimat gewöhnt war, war es trotzdem etwas ganz anderes. Es hatte etwas Abenteuerliches. Am letzten Tag in Miami fand ich diese Muschel. Ich schwor mir, sie für immer aufzubewahren, denn sie würde mich an diesen wundervollen Urlaub erinnern. Meine Mutter hatte sie an einem Lederband festgemacht und es mir um den Knöchel gebunden. „Damit du es nicht verlierst und du immer einen Teil dieses Abenteuers bei dir trägst“, sagte sie zu mir. Seitdem hatte ich das Band nie mehr abgenommen. Es war der erste und einzige Urlaub mit meiner Mutter gewesen.

Eine schrille, mir sehr bekannte Stimme riss mich aus meinem Tagtraum. „Claire!“, hörte ich von Weitem. Ich drehte mich in diese Richtung und am Ende der Straße sah ich eine immer größer werdende Gestalt auf mich zulaufen. „Warte, fahr noch nicht!“, rief sie mir zu. Ihr blonder Pferdeschwanz schwang im Takt ihres Laufes hin und her. Sie trug knappe Hotpants und ein bauchfreies Top, welches ihr wie immer ausgezeichnet stand.

„Emily?“, sagte ich verwundert. Sie brauchte noch ein, zwei Minuten, bis sie bei mir angekommen war. Und dann

brauchte sie ein, zwei Minuten, um sich von dem Sprint zu erholen, den sie hingelegt hatte.

„Ein Glück, dass du noch nicht gefahren bist“, keuchte sie und umarmte mich, nachdem sie eine Atempause gemacht hatte.

„Das Taxi ist schon bestellt, aber noch nicht hier. Was machst du denn hier? Ich dachte, ihr fahrt zu deinem Bruder nach L. A.?“, fragte ich leicht verwirrt.

Sie schüttelte den Kopf. Emilys ältester Bruder war Schauspieler und hatte erst vor Kurzem den Durchbruch seines Lebens mit einer Krimiserie gehabt.

„Er hat Drüsenfieber bekommen und deswegen fahren wir ein anderes Mal“, antwortete Emily und strahlte. Ich war froh, sie zu sehen. Ich war froh, nicht als Letztes das Gesicht meiner Tante zu sehen, wenn ich San Francisco verlassen würde.

„Ich wollte dir noch was geben“, sagte Emily und kramte in ihrer Hosentasche herum. Sie fischte ein kleines Surfbrett aus Holz hervor und hielt es mir unter die Nase. Ich riss den Mund auf und schaute sie ungläubig an.

„Das ist doch aus unserem ersten Sommercamp!“, stellte ich fest und nahm es behutsam in die Hand. Emily nickte.

„Ja, da haben wir uns kennengelernt. Du hattest dir zwei Tage zuvor die Hand verstaucht beim Surfen und konntest nicht mitmachen beim Schnitzen. Du hast mir zugesehen und da haben wir uns angefreundet, weißt du das noch?“, fragte sie mich mit strahlenden Augen.

„Na klar weiß ich das noch. Ich weiß auch noch, dass du mich anfangs nicht mochtest, weil ich besser war als du beim Surfwettbewerb.“

Emily lachte. „Ja, aber das warst du doch immer.“

Ich grinste. „Danke, Emily“, sagte ich und umarmte sie.

„Dass du mich nicht vergisst“, meinte sie wehmütig und schaute traurig zu Boden.

„Quatsch, ich vergesse doch meine beste Freundin nicht.

Und ich komme dich auch in den Ferien besuchen. Das haben wir doch alles schon besprochen“, sagte ich und rüttelte Emily an den Schultern. Sie nickte. Sie wusste das. Ich

wusste das auch. Aber es fiel uns beiden schwer. Wir waren viele Jahre durch Dick und Dünn gegangen und jetzt riss uns ein so plötzlicher Schicksalsschlag auseinander. Als

meine Mutter noch gelebt hatte, hatten wir schon besprochen, wo ich nach ihrem Tod leben würde. Ihr Tod war für uns keine Überraschung gewesen. Sie hatte Krebs ge-

habt und viel aushalten müssen. Immerhin hatten wir die Möglichkeit, alles zu regeln und alles zu sagen, was gesagt werden musste. Anfangs versuchten meine Mutter und ich,

meine Tante zu überreden, dass ich bei ihr bleiben konnte. Es gab viele Gründe, weshalb das das Beste für mich ge-

wesen wäre. Ich hätte die Schule nicht wechseln müssen. Ich müsste meine Freunde nicht verlassen und vor allem

könnte ich meiner Leidenschaft nachgehen, dem Surfen. Ich war eine begabte und unglaublich gute Surferin. Ich

hatte alle Juniormeisterschaften gewonnen und es letztes Jahr sogar zur Weltmeisterschaft geschafft, bei der ich gar

nicht mal so schlecht abgeschnitten hatte. Aber wer meine Tante kannte, der wusste, dass dieses Vorhaben von vorneherein zum Scheitern verurteilt war. Sie wollte mich nicht aufnehmen. Sie hatte viele Gegenargumente. Sie sagte, dass sie zu viel arbeiten müsse, um sich um ein Kind zu kümmern. Sie wisse nicht, wie man das anstelle, und sie sei nicht verpflichtet dazu. Mit all diesen Dingen hatte sie recht. Aber ich brauchte auch keine Person wie meine Tante in meinem Leben. Ich war 17 und konnte für mich selbst sorgen. Ich konnte mir selbst etwas kochen, ich konnte selbst die Hausaufgaben machen und ich war imstande, meine Wäsche selbst zu waschen. Ich brauchte lediglich eine erwachsene Person, bei der ich leben konnte und die mir etwas Geld für Essen zur Verfügung stellte. Und natürlich eine Person, die vor dem Staat als offizieller Vormund eintrat. Aber das wollte meine Tante alles nicht. Es war ihr zu viel Verantwortung. Ich denke, meine Tante kannte mich nicht mal richtig. Sie wusste nicht, wie ich war. Sie wusste nicht, dass ich eine vorbildliche Schülerin war und dass ich noch nie in meinem Leben betrunken gewesen war. Ich hätte mir auch einen Job gesucht, obwohl meine Tante mehr als genug Kohle verdiente. Aber nach langer Diskussion hatte meine Mutter entschieden, es aufzugeben und meinen Vater anzurufen, der natürlich sofort dazu bereit gewesen war, mich aufzunehmen. Doch für mich hieß das, in einen anderen Staat zu ziehen. Vor allem in eine Region, wo es kein Meer gab. Man

konnte dort nicht surfen. Man konnte dort höchstens Eishockey spielen. Womöglich würde ich zum ersten Mal weiße Weihnachten erleben, aber das war mir egal. Doch das half alles nichts. Es war entschieden. Und jetzt stand ich hier vor unserem Strandhäuschen und musste weg. Ich wurde einfach abgeschoben. Vor dem Haus stand ein großes Schild des Immobilienmaklers. Meine Tante hatte aufgehört zu telefonieren und starrte nur in ihr dummes Smartphone.

„Ich wette, sie würde es nicht mal mitbekommen, wenn ich ins Taxi stiege“, sagte ich zu Emily.

Sie lachte, aber ich fand es irgendwie traurig. Es war traurig, dass ich meiner Tante doch so wenig bedeutete. Ich schluckte, als ich von Weitem den Motor eines Autos hörte.

„Das Taxi kommt“, sagte ich. Emily presste die Lippen zusammen. Ich wusste, dass sie gleich anfangen würde zu heulen. „Emily, bitte nicht. Das hatten wir doch die letzten drei Tage schon.“ Ich musste selbst fast anfangen zu weinen, aber ich wollte nicht. Heute nicht. Nicht diesmal.

„Tut mir leid. Ich weiß nicht, was ich ohne dich machen soll“, sagte sie. Eine Träne kullerte ihr über die Wange.

„Du siehst genauso aus wie in der sechsten Klasse, als du rausgefunden hast, dass Jason Greenberg dich mit Sara Morton betrogen hat“, sagte ich und lachte. Da musste auch sie lachen. Ich musste diese Situation mit einem Scherz überbrücken. Der Fahrer stieg aus und lud schon

mal mein ganzes Gepäck ein. Ich stellte mich meiner Tante gegenüber.

„Also dann, Schätzchen. Viel Glück in deinem neuen Zuhause und melde dich, wenn du angekommen bist, ja?“, sagte sie. Eine Träne lief ihr über die Wange. Meine Tante konnte weinen? Ich wusste nicht genau, was ich davon halten sollte. Immerhin war sie daran schuld, dass ich von hier wegging. Ich nickte.

„Mach ich. Pass auf dich auf!“ Das sagte ich nur, weil ich endgültig abschließen wollte. Sie sollte nicht auf die Idee kommen, mich mal anzurufen oder mich zu besuchen. Sie sollte wissen, dass das die letzte Begegnung sein würde. Als Nächstes würde ich sie auf dem Friedhof in ihrem Sarg besuchen.

Meine Tante nahm mich fest in die Arme und drückte mich. Ich fühlte mich unbehaglich. Was sollte denn diese Aktion jetzt? Ich dachte mir schon, dass sich irgendwo in ihrem Körper ein Herz befand, aber dass es so groß war und eine Umarmung zuließ, hätte ich nie gedacht. Vielleicht war sie aber auch eine gute Schauspielerin. Ich löste mich nach ein paar Sekunden wieder aus dieser schrecklichen Umarmung und ging dann zu Emily, die die ganze Zeit die Tränen zurückhalten musste.

„Also, Em, es wird Zeit.“ Ich nahm sie in den Arm. Sie konnte es nicht mehr länger zurückhalten, das war mir auch klar. Sie begann zu heulen, aber so richtig. Ich auch, aber ich versuchte das leise zu machen. Sie rotzte mir meine Schulter voll.



„Pass auf dich auf, ja? Und melde dich, wenn du angekommen bist. Wir telefonieren. Jeden Tag“, schluchzte sie. Ich nickte und befreite mich aus der Umarmung. Als der Taxifahrer mit dem Einladen des Gepäcks fertig war, räusperte er sich.

„Ich komme schon“, sagte ich und wischte mir die Tränen weg. Er hielt mir freundlicherweise die Tür auf und ich stieg ein. Er knallte die Tür zu. Als er den Motor startete und wegfuhr, winkte ich meiner Tante, aber vor allem Emily noch zum Abschied. Ich drehte mich um. Sie und unser Strandhaus wurden immer kleiner. Dann waren sie weg.

Ich richtete meinen Blick wieder nach vorne. Ich sah die grimmige Miene des Taxifahrers im Rückspiegel. Ehrlich gesagt hatte ich keinen Schimmer, was mich in meiner neuen Heimat erwarten würde. Meinen Dad hatte ich seit Ewigkeiten nicht gesehen. Das ganze gewohnte Umfeld war dahin, genauso wie meine Freunde. Was, wenn ich dort keine Freunde fände und meinen Dad nicht mehr mochte? Ich seufzte und lehnte meinen Kopf gegen die Fensterscheibe. Draußen zogen die Palmen und das Meer an mir vorbei. Mir kam vor, als ob mich alles traurig ansehen würde. Ich zeichnete ein trauriges Gesicht auf die Fensterscheibe und schaute gequält hinaus. Wir fuhren an meinem Lieblingsstrand vorbei, wo ich mit Emily immer Surfen gegangen war. Der Taxifahrer fuhr auf den Highway und das Meer wurde immer kleiner. Die Autos rasten an uns vorbei. Viele glückliche Familien freuten sich

auf den Urlaub. Inmitten des Verkehrs saß ein trauriges Mädchen, das gar keine Lust hatte, von hier wegzugehen. Und das war ich.

Als ich nach vorne durch die Windschutzscheibe schaute, konnte ich schon das Schild der Einfahrt zum Flughafen entdecken. Der Taxifahrer hielt vor dem Flughafen und half mir noch, mein Gepäck auf einen Wagen zu heben. Ich gab ihm Geld und auch etwas Trinkgeld, von dem ich mir eigentlich noch etwas zu essen kaufen wollte. Ich schmiss meinen Rucksack oben auf den Wagen drauf. Ich sah kaum noch etwas, da meine tausend Taschen sich auf dem Wagen türmten. Ich stampfte mit meinen weißen Chucks in den Boden, damit sich der Wagen in Bewegung setzte. Mein ganzes Körpergewicht lehnte ich hinein. Meine Koffer waren so schwer, dass ich schon nach fünf Minuten eine Pause machen musste. Ein kurzer Blick auf meine Armbanduhr verriet mir, dass ich schon ziemlich spät dran war. Es war keine Zeit für eine Pause. Durch den Kofferberg konnte ich nicht wirklich erkennen, was vor mir war. Ohne mir darüber Gedanken zu machen, setzte ich den gefühlt 1000 Kilo schweren Wagen in Bewegung. Plötzlich kam ein junger Mann herangesprintet und stellte sich vor meinen Wagen. Ich verlagerte mein Körpergewicht in die andere Richtung, um den Wagen zu bremsen. Ich war erschrocken und wütend gleichzeitig.

„Hey!“, rief ich sauer.

„Sag mal, hast du keine Augen im Kopf?“, schnauzte er mich mindestens genauso mies gelaunt an wie ich ihn.

„Du bist mir doch vor den Wagen gelaufen!“, fluchte ich.  
„Ich meinte doch nicht dich“, sagte er und deutete vor den Wagen. Ich verdrehte die Augen und ging um den Wagen herum. Davor stand ein kleiner Junge, der gerade unter den Wagen gekrabbelt war. Sein Jo-Jo war hinter meinen Wagen gerollt und er wollte es sich wieder holen. Ich starrte zuerst den kleinen Jungen an und dann den jungen Mann. Er sah aus wie ein Soldat. Seine blonden Haare waren auf der Seite abrasiert und nach oben war ein Verlauf zu erkennen. Mit seinen Händen in die Hüfte gestützt stand er da und sah mich mit hochgezogener Augenbraue an.

„Ich ... ich habe ihn nicht gesehen!“, stammelte ich ganz verwirrt. Er schüttelte missbilligend seinen Kopf und rauschte ab. „Vollidiot!“, zischte ich leise. Ich schaute zu dem Jungen, der mittlerweile schon wieder auf seinen eigenen zwei Beinen stand und mir stolz sein Jo-Jo entgegenhielt. „Schön!“, sagte ich und zwang mich zu einem Lächeln. Plötzlich kam eine junge Frau auf mich zu.

„Justin, was machst du denn schon wieder?“, schimpfte sie mit ihrem Sohn. „Tut mir wirklich sehr leid“, sagte sie und schaute mich entschuldigend an. „Mir tut’s leid, dass ich Ihren Sohn fast überfahren hätte“, dachte ich nur, winkte dann aber ab. Die Mutter zerrte ihr Kind mit sich und machte die Bahn frei. Ich schaute extra noch einmal nach, ob nicht irgendwelche Kinder hinter meinem Wagen waren. Jetzt musste ich mich aber wirklich beeilen. Ich legte mich voll ins Zeug. Mein neues Leben hatte schon ziem-

lich gut angefangen. Gleich einmal einem Vollidioten begegnen und fast ein Kind auf dem Gewissen haben. Mit einer derartigen Laune startete ich also in meine Zukunft. „Na das kann ja heiter werden“, murmelte ich. Den Zeitverzug musste ich schnellstens wieder aufholen und legte noch einen Gang zu. Zuerst musste ich zum Einchecken. Schnell überflog ich die Bildschirme. Ich entdeckte endlich „Minneapolis – St. Paul International Airport“ auf einem Bildschirm aufleuchten. Ich schleppte mich zum Schalter. Es war fast nichts mehr los. Vor mir stand nur eine junge Frau, die ganz entspannt ihre Koffer aufgab. Ich hüpfte aufgeregt von einem Fuß auf den anderen. „Sie könnte sich auch ein bisschen beeilen, damit die Leute nach ihr auch noch ihren Flug erwischen“, dachte ich. Die Frau am Schalter reichte ihr freundlich ihren Boarding Pass und reckte den Hals. Als sie mich sah, zog sie ihre Augenbrauen nach oben und starrte auf meine Koffer. „Ja, ich weiß, dass ich viele Koffer habe, dumme Kuh. Ich kann ja auch nichts dafür“, dachte ich frustriert. In Zeitlupe bewegte sich die junge Frau vom Schalter weg und ich stürzte mich fast auf die Frau hinter dem Tresen. Ihre Bewegungsabläufe konnte man mit einer 80-Jährigen mit Rheuma vergleichen.

„Sie sind spät dran“, erinnerte mich die Dame hinter dem Schalter. Ich lächelte sie bitter an und presste ein „Ich weiß“ heraus. Es dauerte eine Weile, bis ich meine Koffer abgegeben hatte. Jedes Gepäckstück hievte ich einzeln auf